Society 31581

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 44.

Der Osterhase.

Von Martin Beck.

„Kinder," hieß es einst bei uns zu Hause am Gründonnerstag, „springt einmal hinaus in den Garten und sucht, ob der Osterhase Eier gelegt hat."

Mit hellem Jubel stürzten wir dann hinaus in die frische Frühlingsluft, die nach langen, trüben Wintertagen nun wieder im reinsten Blau erstrahlte. Wonnig leuchtete die liebe Ostersonne an den knospenden, braunglänzenden Aesten der Bäume und Sträucher. Hier und da entfaltete sich schon schüchtern ein zartes Blättchen. Wir aber tummelten uns auf dem jungen, grünen Rasen im hellen Sonnenschein, ließen die Augen überall in Gras und Strauchwerk und an den Stämmen in froher Aufregung umherschweifen und suchten nach den Ostereiern.

„Hier, ich hab' eins!" Jauchzend hob die Hand das rothe Ei, das hinter der Wurzel eines Birnbaums hervorgelugt hatte.

„Ich auch! Ich auch!" Und allemal erhob sich ein Freudensturm, wenn wieder ein buntes Ei entdeckt worden war.

Unter Spaßen und Lachen wurde das Suchen fortgesetzt, bis wir endlich alle Eier gefunden zu haben glaubten, die der Osterhase gelegt hatte. Nun hielten wir sie sorglich in den Händen, die gelben, rothen und grünen Ostereier und zählten, wer die meisten aufgefunden hatte und freuten uns königlich, wenn der Osterhase gar unsern Namen auf eins der Eier gemalt hatte. Ueberglücklich ging es dann wieder in's Haus hinein, um nun den ganzen Tag von dem freundlichen Osterhasen zu plaudern und zu träumen und seine Eier dabei zu bewundern und zu verzehren. Und wir dachten noch lange heiter und dankbar an ihn zurück und vergaßen ihn nicht, sondern freuten uns schon auf sein Wiederkommen am nächsten Osterfeste.

Das ist lange her, lange! Ob die alte, gute, deutsche Sitte noch ihr Hausrecht in vielen deutschen Häusern hat? In den Großstädten gibt's wenig Gärten. Da kann der Osterhase unter tausend Menschen kaum einem Ostereier bringen, wenn dieser eine sie überhaupt haben will. Aber wie ist's in den kleinen Städten und auf den Dörfern? Ich glaube, auch da kann man heutzutage lange seines Weges wandern, wenn man zur Osterzeit einmal fröhliche Kinder in einem Garten nach Ostereiern will suchen sehen.

Dort hat sich aber wenigstens noch der Brauch erhalten, daß zu Ostern, jedenfalls aber am Gründonnerstag, Mittags eine Schüssel voll gesottener und buntgefärbter Eier neben dem Salat von Rapunzeln oder neunerlei Frühjahrsgemüsen auf dem Tische steht. Die Poesie des Osterhasen ist den Meisten unbekannt. Sie ist aus der Erinnerung des Volkes auf dem Lande so ziemlich verschwunden.

In den Städten, vorzüglich in der Großstadt, steht der Osterhase aber noch hoch in Ehren. Der einfache, bescheidene Osterhase der alten Zeit, von dem man nie etwas sah, ist's aber nicht mehr. Ein neuer Gesell ist's geworden, der überall hervorguckt. Den hat nicht die Volkspoesie erschaffen. Der ist ein Kind der Poesie des Luxus.

Viele Wochen vor Ostern spukt er schon in tausend Schaufenstern und in tausend Köpfen. Denn er hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Weihnachtsmann. Eier bringt er nicht, wie sein biederer pensionirter Kamerad, der ächte, alte Osterhase. Er bringt Heimlichkeiten und Ueberraschungen wie der Weihnachtsmann. An Umfang müssen die Geschenke des Osterhasen freilich hinter denen des Weihnachtsmannes zurückstehen. Sie sind nur mit dem Umfange eines Hasenkorpus oder Eies vereinbar, wenn dieser auch zuweilen dabei die natürliche Größe übersteigen muß.

Flanirt man jetzt an Schaufenstern vorüber, macht man eine Visite, so gewahrt man überall das Zeichen des Osterhasen, ihn selbst oder sein Ei. Zahllose graziöse, liebenswürdige, phantastische Gebilde sind in diesen Zeichen geschaffen worden. Die Damen- und die Kinderwelt wird damit von allen Seiten überschüttet. Unglaublicher Luxus tritt dabei zu Tage, namentlich wenn die Galanterie ihre Huldigung in den mehr oder weniger kostbaren Attrapen verbirgt.

Riesige, prunkvoll verzierte Zucker-, Chokoladen- und Blumeneier überragen die ungeheure Menge ihrer kleinen Genossen. Mit weißem Atlas gefütterte, von farbigem Sammet und schillernder Seide umhüllte eiförmige Kartons bergen Konfitürenmassen, allerliebste andere Geschenke oder gar blitzenden Goldschmuck, Brillantbrochen oder Ringe mit funkelnden Edelsteinen unter ihrer eleganten Schale. Welche schönen Augen werden da entzückt aufleuchten, wenn die kleine Seidenschnur des reizenden Eies gelöst ist und plötzlich solche werthvolle Sächelchen im Sonnenlichte spielen!

Ein minder begüterter oder sinnigerer Verehrer sendet wundervolle, erotische Blumen, reizend zu einem Ei gewunden oder als Füllung einer originellen Attrape. Alle Künste sind aufgeboten worden, um neue und überraschende Effekte für Ostereier und Osterhasen zu ersinnen, Nachbildungen geplatzter Krautköpfe oder zerbrochener Eier, aus denen ein Männchen machender Hase schaut, gehören zu den beliebten Einfachheiten. Auffälliger sind schon Riesenei oder Körbchen aus schönfarbiger Binse, die das Idyll einer ganzen Hühner- oder Hasenfamilie aus Marzipan beherbergen. Aus zahllosen, halbdurchbrochenen Eierchen lugen schalkhafte und ängstliche Hühnchen und Häschen und dazwischen flattern lächelnde Amoretten. Seideneier sind mit humoristischen, köstlichen Liebesscenen bemalt. Ein schwebender Engel hält den Verschluß. Beim Oeffnen taumeln Libellen und Schmetterlinge aus dem mit leuchtendem Atlas gefütterten Ei.

Selbst im Tafelaufsatz regiert der Osterhase. Mächtigen Füllhörnern von frischen oder künstlichen Blumen entströmt in tausend bunten Süßigkeiten ein Meer von Eiern, neugierigen Küchlein, noch mit der Schaale behangen, und drolligen Osterhäschen. Gewaltige, gleiche Frucht tragende Blumenschiffe zieren ebenfalls die Tafel.

Aehnlich gefüllt sind kostbare Pompadoure. Aus weichen Konfitürmassen sind Genrebilder des Hühner- und Hasenlebens geformt. Wer das schlichte liebt, kann wenigstens ein Häschen oder ein großes, hellgelbes Küchlein aus Papiermache kaufen, das sich, wenn das bewegliche Köpfchen herausgezogen ist, mit Konfekt gefüllt zeigt. Die Osterei-Industrie befriedigt jeden Geschmack. Und wer Aufmerksamkeiten von bleibendem Werth liebt, kann auch diese zur Osterfaison haben. Ihm bieten sich Schmuckkästchen, Aschenbecher und Tintenfässer in Eierform, Petschafte mit dem auf einem Ei balancirenden Amor, Briefbeschwerer von Bronze mit Hasen oder aus Elfenbein, auf deren massiven Block kleine, ungemein ausdrucksvoll gearbeitete Häschen mit farbigen Ostereiern spielen.

Das ist der Oberhase im Luxus und in der Großstadt. Er ist von fesselndem Reiz und bietet künstlerischen Phantasien weiten Spielraum. Mir gefallen die neckischen, künstlerischen Gestaltungen des Osterhasen und seines Eies auch. Aber ich muß es offen sagen: seine künstlichen Sprünge erregen mir ein gewisses Mißbehagen. Es ist eben nicht der richtige Osterhase, der da springt. Es ist nur sein Geist, und hier meine ich Geist im Sinne einer Todtenerscheinung.

Den echten Osterhasen, den der alte Volksglauben schuf, darf man gar nicht sehen und er muß nur bunte, gesottene Eier bringen, am liebsten in den Garten. Woher stammt die Sitte des Osterhasens eigentlich? Es ist ein altgermanischer Brauch. Ostern ist das germanische Frühlingsfest, wie schon sein Name sagt. Ostar bedeutet den Anfang der Sonne. Auch die meisten Ostergebräuche sind germanischen Ursprungs. Eier, als Sinnbild des in der Verborgenheit aufkeimenden Lebens, treffen wir bei den Frühlingsfesten der meisten Völker. In der Weltanschauung der Alten begegnen wir dem Ei als Symbol der Schöpfung überhaupt. Nach einer ägyptischen Sage ging aus dem Munde des Horos, des Sohnes von Isis und Osiris, ein Ei hervor, aus dem sich die Welt entwickelte. Nach dem Glauben der Chinesen ist die Welt auch aus einem Ei hervorgegangen. Aus den Schalen sei der Himmel, aus dem Eiweiß die Luft und aus dem Dotter die Erde entstanden. Und das sei im Winter, da die Tage am kürzesten sind, und zwar um Mitternacht geschehen.

Ostereier fehlten am heidnisch-germanischen Feste nie. Sie waren mit der Farbe der Sonne, gelb und roth, gefärbt, um sie als Festeier zu kennzeichnen. Man trieb allerhand Eierspiele mit ihnen, die sich hier und da, meistens nur noch unter den Kindern, erhalten haben, wie das Eierhärten oder Eierpicken, das Eierwalzen und die in Schwaben noch in manchem Dorfe als Volksfest gefeierte Eierlese. Die Eierspiele sind eine Uebertragung der altgermanischen Osterkampfspiele in's Kinderleben. Wie diese stellen sie symbolisch den Wettkampf zwischen Sommer und Winter dar.

In alter Zeit galt es bei den Deutschen fast als Sünde, zu Ostern kein hartgesottenes Ei zu essen. Man beschenkte auch die Kinder gern damit, und zwar am Gründonnerstage, natürlich mit buntgefärbten, die man im Freien versteckte und die der Osterhase angeblich gebracht hatte.

Der Gründonnerstag war im altgermanischen Kultus dem Wodan geweiht, dem Wetterer, für den Donar, wovon der Name Donnerstag herrührt, eigentlich nur ein anderer Name ist. Er hatte den Winter aus dem Lande gejagt und das Hervorsprießen des ersten Grüns ermöglicht. Darum ist es althergebrachter Brauch, an diesem Donnerstag ihm zum Danke das erste grüne Frühjahrsgemüse zu verzehren. Am Donnerstage vor Ostern that man dies aber, weil Donar's oder Wodan's Besiegung des Winters dem Feste der wiederkehrenden Sonne vorangegangen sein mußte. Dieses Fest, Ostern, feierten die alten Germanen zur Frühlingstag- und Nachtgleiche, am 21. März. Der galt zugleich als Neujahrstag.

Wie man die Spuren des ersten sommerlichen Pflanzenlebens im Freien suchen muß, so ließ man auch die Ostereier suchen. Und der Osterhase sollte sie gelegt haben, erzählte man den Kleinen mit freundlichem Humor, weil zu Ostern der erste Satz junger Hasen sein possirliches Spiel draußen treibt, neugierig in die Welt guckt und an den zarten Frühlingsgräsern und Zweigen zupft. Der Hase war aber eines von den Thieren, die dem Wodan geheiligt waren. Man wollte also, wenn man dem Osterhasen das Ostereierlegen unterschob, damit auch sagen, Wodan schicke den Kindern durch den Osterhasen die bunten Eier.

So entstand der alte deutsche Volksbrauch vom Osterhasen. Er hat sich bis in unsere Zeit erhalten und auf ihn ist auch die Sitte zurückzuführen, daß einst die Oster-Zehnteier gerade am Gründonnerstage eingeliefert werden mußten. Wie lange wird's dauern, erinnert nur noch das bekannte Kinderlied:

„Häslein in der Grube
Saß da und schlief u. s. w."

an ihn. Der Luxus-Osterhase und die Luxus-Ostereier haben den alten Brauch vollständig zum Aussterben gebracht. Sie haben ihn auf eine neue, feinere, aber auch kostspieligere Stufe gehoben und dadurch dem Volksleben entrückt.

So ist er vollständig umgewandelt und seinem ursprünglichen Sinn entfremdet worden. Und das ist's, was mich an den Sprüngen des luxuriösen Osterhasen keine reine Freude haben läßt. Er hat den echten Osterhasen verjagt und einen alten, guten, deutschen Brauch verdreht. Und noch vor dreißig Jahren lebte dieser Brauch. Zwischen der heutigen Kultur und der vor fünfzig Jahren ist eben, was alten Brauch und Sitte betrifft, der Abstand größer, als zwischen dieser und der Kultur vor tausend Jahren.

Der verrathene Tenorist.

Humoreske von Martin Behrend.

Der Herr Direktor war in heiterster Laune. Seit langer, langer Zeit hatte er nicht so gute Geschäfte gemacht, wie in dieser kleinen Stadt der Normandie. Seine Truppe, welche in einem beliebten Vergnügungs-Etablissement Vorstellungen, und zwar Schauspiele, Lustspiele, Opern und Operetten in bunter Reihenfolge gab, war sehr bald der Mittelpunkt des Interesses der kunstliebenden Bevölkerung geworden, und Abend für Abend war das Theater geradezu vorzüglich besucht. Einmal fehlte sogar nicht viel an einem ausverkauften Hause.

War es da ein Wunder, wenn der Direktor heiter und guter Laune war? Die Sorgen, die sonst seine ständigen Gäste waren, hörten auf, denn er verdiente mehr, als er brauchte, so daß er sogar denken konnte, alte Schulden, wenigstens die drückendsten, zu bezahlen.

* * *

Es war kurz vor der Vorstellung. Die Tageskasse hatte wieder ein sehr gutes Resultat aufzuweisen, und in dem behaglichen Gefühl der pekuniären Sicherheit kleidete sich der Direktor seiner Rolle gemäß an.

Er hatte heute den König im Tannhäuser zu geben; bereits ganz im Geiste seiner Rolle, sang er, nachdem er sich auf einen Sessel niedergelassen hatte, um sein würdevolles Haupt dem Friseur, einem jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, anzuvertrauen, leise die Worte:

„Mein Held, entgegne kühn dem Ungeheuer."

Da plötzlich — traute er seinen Ohren? — hörte er aus dem Munde des Haarkünstlers mit wunderbarem Klange die Worte Lohengrin's:

„Nicht Dir, der so vergaß der Ehen,
Hab' Noth ich Rede hier zu stehn. —"

Wie elektrisirt sprang der alte Sänger auf und, den jungen Sänger ungestüm an die Schultern fassend, schrie er ihn förmlich an:

„Mann, Mensch, Götterknabe, woher haben Sie diese wunderbare Stimme, und warum sind Sie nicht Opernsänger geworden?"

Der junge Mann, Jules Bernard war sein Name, stand sprachlos: Hatte er wirklich eine so herrliche Stimme, daß der Direktor sogar von ihr überrascht wurde?

Aber es mußte wohl so sein; denn der alte Mann drang jetzt mit einem so heiligen Eifer in ihn, zur Bühne zu gehen, daß er sich, kurz entschlossen, engagiren ließ, um zuerst in der Truppe seines Entdeckers zu singen, und später, wenn seine Ausbildung vollendet, ein Engagement an einer ersten Bühne anzunehmen. —

Der Direktor hatte nicht die Unwahrheit gesagt. Jules machte, als er nach einem halben Jahre die Bühne betrat, gewaltiges Aufsehen. Das war eine Stimme, wie sie seit vielen Jahren nicht dagewesen, und Jeder prophezeihte dem Sänger, der noch dazu mit einer vortheilhaften Bühnenerscheinung ausgestattet war, eine bedeutende Zukunft. — — —

Es war zwei Jahre später. Aus dem armen, bescheidenen Friseurgehilfen war ein wohlhabender, selbstbewußter Bühnensänger geworden, der von den Männern beneidet, von den Frauen vergöttert wurde.

Er hatte in Paris ein Gastspiel absolvirt, in Folge dessen sein Name in Aller Mund war.

Man wetteiferte, ihn in seinen Salons zu sehen, sein Impresario, sein früherer Direktor, mußte all' seine Geschicklichkeit aufbieten, um ihn davon abzuhalten, allzu viele Gesellschaften zu besuchen, wo er, zum Singen genöthigt, gar zu leicht seiner Stimme zu viel hätte zumuthen können.

Seit einiger Zeit jedoch wurden alle Einladungen von dem jungen Sänger unbeachtet gelassen. Er folgte keiner, und überließ es seinem Impresario, Entschuldigungen für sein Nichterscheinen zu erfinden.

Der Grund für dieses Benehmen war sehr einfach: Jules Bernard ging auf Abenteuer aus. Die Gräfin von Karembourt, eine ebenso schöne, wie kokette Frau, hatte nämlich erfahren, daß die Gräfin von Franche, Jules mehreremal in ihren Salons empfangen hatte und, gestützt auf dieses mehrmalige Erscheinen des Sängers bei ihr, eine größere Gesellschaft zu geben im Begriffe stand, wo Jules, wie es bereits in intimen Bekanntenkreisen hieß, ein Lieblingslied der Gastgeberin singen werde.

Das mußte inhibirt werden! Das durfte unter keiner Bedingung gelingen! Die Gräfin Karembourt war eine erbitterte Gegnerin der Gräfin Franche, welche sich anmaßte, schöneres Haar und schönere Hände als sie zu besitzen. Diese Anmaßung ging sogar so weit, daß die Gräfin Franche eines Abends in einer Gesellschaft ohne den geringsten Schmuck, weder im Haar noch an den Händen, zu tragen erschien, obgleich sie wußte, daß ihre Rivalin ebenfalls zugegen sein werde.

Und was das Empörende bei der Sache war, diese Schmucklosigkeit gefiel so allgemein, daß sie sogar Schule machte, und mehrere hochgestellte Damen ganze vier Wochen lang in gleicher Weise sich trugen.

O, wie diese Niederlage an dem Herzen der Gräfin von Karembourt fraß, und wie sie vor Begierde brannte, sich zu rächen.

Und jetzt bot sich die Gelegenheit: Der berühmte Sänger sollte, trotz der Zusicherung ihrer Feindin, nicht in deren Salon singen; weder deren Lieblingslied, noch irgend ein anderes. Er sollte überhaupt nicht erscheinen, sondern an demselben Abend, an dem die Gräfin Franche ihre vielbesprochene Gesellschaft gab, mit der Siegerin im Theater in deren Loge gesehen werden. — —

Jules Bernard schwamm in einem Meer von Wonne. Er hatte allerdings während seiner kurzen Laufbahn als Sänger manche Eroberungen gemacht, und war sogar in Folge dessen, wenigstens äußerlich, blasirt geworden, obgleich es jedes Mal in ihm aufjauchzte, wenn er eines der duftenden, zarten Billets erbrach. Jetzt aber, wo eine Gräfin von Karembourt ihn mit ihrer Gunst auszeichnete, fühlte er sich geschmeichelt, wie noch nie, und er gab sich nicht allein keine Mühe, blasirt zu erscheinen, sondern sprach sogar von diesem Erfolg. Die Gräfin war als eine kokette, aber auch kalte Schönheit bekannt, die es liebte, Männer gleich Motten, welche um das Licht flattern, in ihren Bannkreis zu locken, um sie dann spöttisch lachend von sich zu stoßen.

Es hätte ja auch ihm ein gleiches Schicksal blühen können, wenn er nicht bereits einen Erfolg hätte verzeichnen können, wie noch keiner vor ihm: Die Gräfin hatte ihm die Erlaubniß ertheilt, zu jeder Tagesstunde bei ihr zu erscheinen, und in seiner Gegenwart ihre Zofe instruirt, ihn stets vorzulassen.

Einen größeren Beweis ihrer Gunst hätte ihm die Gräfin wahrhaftig nicht geben können. — —

Es war an dem Tage, an welchem die Gesellschaft der Gräfin Franche stattfinden sollte. Jules hatte keine Probe, und gelangweilt schlenderte er durch die Straßen, als es ihm einfiel, daß die Gräfin um seinen Besuch gebeten hatte.

Nach einer halben Stunde betrat er die elegante Villa der Gräfin, wo er von deren Zofe empfangen wurde, welche den rechten Arm in der Schlinge trug.

Gleich darauf betrat er das mit raffinirtem Luxus ausgestattete Boudoir, dessen Besitzerin ihm mit einem ernsten Zuge in dem schönen Gesicht die Hand reichte.

„Ich habe heute Unglück gehabt, lieber Freund," begann die Gräfin. „Meine Zofe that heute Morgen einen dösen Fall, so daß sie sich die Hand verstauchte. Die Folge davon ist, daß sie mich nur nothdürftig frisiren konnte, und da die Friseuse, nach welcher ich geschickt, noch nicht erschienen ist, so bin ich leider gezwungen, Sie nur als halbe Schönheit empfangen zu können."

Diese Worte sprach sie mit einer so wohlgeschulten Koketterie, daß Jules in eine Stimmung versetzt wurde, in der er bereit gewesen wäre, Alles für dieses berückend schöne Weib zu thun.

Ueber das Gesicht der Gräfin huschte ein zufriedenes Lächeln. Sie sah ihren Triumph und beschloß, ihn auszunutzen.

„Lassen Sie uns ein wenig plaudern," begann sie nach einer kurzen Pause, „die Pariser Friseusen sind etwas verwöhnt und belieben auf sich warten zu lassen. Wenn mich daher nicht alles trügt, bin ich in der angenehmen Lage, ihre angenehme Gesellschaft noch recht lange in Anspruch zu nehmen."

„Und wenn die Dame, welche das Vorrecht hat, Ihr schönes Haar ordnen zu dürfen, kommt, muß ich fort," entgegnete Jules betrübt.

„Allerdings; doch will ich Ihnen erlauben, mich heute Abend in's Theater zu führen. Ich hoffe, daß ich Ihnen damit Entschädigung genug biete."

„Gewiß, gewiß! Aber wenn ich Sie nun inständig bitte, heute während des ganzen Tages in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen?"

„Dann will ich es Ihnen bis auf die kurze Spanne Zeit, welche meine Friseuse gebraucht, um ihr Werk auszuführen, gnädigst gewähren."

„Und wenn ich Sie nun auch noch bitte, mich gar nicht fortzuschicken, sondern statt der Friseuse mich versuchen zu lassen, deren Werk auszuführen.

Ein glühender, verheißungsvoller Blick flog zu dem Sprecher hinüber. Jetzt wußte sie, daß er ihr ergebener Sklave war, und daß sie nicht zu befürchten brauchte, ihn heute Abend nicht an ihrer Seite zu sehen.

Nur wenige Sekunden zögerte sie, dann gab sie ihm mit einem koketten Augenaufschlag die erbetene Erlaubniß.

Lachend sah sie seinem Gebaren zu. Lachend ließ sie ihn ihr Haar lösen, auf welches er verstohlen einen Kuß drückte.

Dann aber nahm die Geschicklichkeit, mit welcher Jules sein Amt versah, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Immer ernster sahen ihre Augen drein, die, wie fasziniert allen Bewegungen des hinter ihrem Stuhle stehenden Mannes in dem Spiegel folgten.

Eine solche Geschicklichkeit war ihr noch nicht vorgekommen! Unter den gewandten Händen Jules' entstand eine Frisur, die geradezu vollendet schön war. Das sah die Gräfin; aber auch ebenso sah sie jetzt ein, daß der Mann, um den sie sich, wenn auch nur, um ihrer Freundin einen Streich zu spielen, bewarb, diese Geschicklichkeit durch jahrelange Uebung erworben haben mußte, mit einem Worte, daß er, bevor er Sänger geworden, Friseur war.

Bleichen Antlitzes wartete sie, bis Jules sein Werk vollendet hatte; dann aber sprang sie auf, und mit höhnischer Miene dankte sie ihm für seine außerordentliche Liebenswürdigkeit.

„Sie haben sich nicht allein als Meister im Gesange, sondern auch als Meister in Ihrer früheren Kunst bewiesen; und noch einmal, mein Herr, meinen besten Dank. Wenn Sie aber heute Abend bei der Gräfin Franche eines ihrer Lieblingslieder singen werden — ich vergaß, als ich Sie vorhin bat, mich in's Theater zu führen, daß Sie bereits versagt seien—so grüßen Sie die Dame von mir und sagen ihr, daß ich Sie vorkommenden Falles als einen ganz vorzüglichen Friseur empfehlen kann — —"

Jules sang an diesem Abend nicht bei der Gräfin Franche; er packte seine Koffer und reiste schleunigst ab.

Die Gräfin von Karembourt jedoch machte, bevor sie an diesem Abend in's Theater fuhr, besonders sorgfältige Toilette. Sie wußte im Voraus, daß ihre heutige Haartracht infolge der seltenen Kunstfertigkeit, mit welcher diese angefertigt war, Aufsehen erregen werde, und ihre Toilette mußte demnach ebenfalls vollendet sein.

Ick hew en Buljett!

Sitzt da im Wartesaal der Ostbahn ein biederes Männlein und wartet auf den abgehenden Zug. Es sollte seine erste Reise mit der Eisenbahn werden, denn bis dahin war er über eine Meile im Umkreise seines Heimathsdorfes nicht hinausgekommen. Von einer gedrückten und beengten Stimmung über diese erste Fahrt war aber bei ihm nichts zu merken, im Gegentheil, er war bester Laune und ließ sich sein Glas Bier vortrefflich schmecken. Dem Rath des Restaurateurs, er solle gut Acht geben, daß er den Zug nicht versäume, begegnete er mit den Worten: „Ih, ick hew jo all een Buljett, un min Fru hett seggt, kof Di mon irst en Buljett, do mitt Du mitkemen, un wenn Dusend up de Affohrt luren. Ne, dat weiten wi grad so gaud, als Sei, mitkamen möti ick." Da brauste der Zug heran. Passagiere eilen hin und her und umdrängen das Büffet. Unser Männlein betrachtet die Sache in aller Ruhe, denkt aber nicht daran, einzusteigen. „Wollen Sie nicht nach D.?" fragt ihn ein Passagier, der ebenfalls im Restaurationssaal den Zug erwartet hatte. „Jau dat wull ick."— „Na, dann steigen Sie man schleunigst ein; es ist die höchste Zeit."— „Ih, bi mi het dat keene Il nich, ick hew all en Buljett, ick mött mitkommen." Im Wartesaal wurde es leer, und der Restaurateur sieht zu seiner Ueberraschung unseren Erstlingsreisenden noch ruhig dasitzen: „Mensch, sind Sie noch da, laufen Sie schnell, sonst geht der Zug ab." Diesem schien schließlich die Sache auch bedenklich.

Schnell stürzte er hinaus. Hier setzte sich der Zug gerade in Bewegung. „Hi Buljett, hi is no ener mit en Buljett," schrie er aus Leibeskräften und rannte dem davonrollenden Zuge nach, wobei er die Hand mit dem Billet emporhielt. In großen Sätzen setzte er über die Schwellen und da ihm dies schließlich unbequem wurde, lief er in dem neben dem Bahndamm befindlichen Graben weiter, fortwährend „Buljett, hi Buljett" rufend. Als er schließlich einsah, daß sein Zauberwort den Zug nicht zum Stehen brachte, dieser vielmehr in der Ferne zu verschwinden begann, setzte er sich an den Grabenrand und wischte sich pustend den Schweiß von der Stirn. „Na, son Düwelstag von Tag, fohrt mi af un lett mie taurügg, un ick hew da en Buljett, da mött ick jo meikomen." Während er so noch seine Verwunderung Raum gab, sah er einen Zug in umgekehrter Richtung herkommen. „Na, ennlick hewen se do markt, dat sei mi vegetten hewen, und kommen taurügg, un holen mi. Ick mätt mi äwerst nu och so hinstellen, dat sei mi ock sehen," und damit kletterte er auf den Bahndamm. Der Zug rollte heran und .... vorbei: „Hi bin ick, hi bin ick jo," schrie nunmehr unser Reisender; indem er sich in die Höhe reckte, aber weg war der Zug. „Nu hewens mi do nit seihn. Nu mott ick man slünigst lopen, denn wenn sei mi nich up den Bahnhof finden, denn fohren sei wedder taurügg, un ick wer em Schöll kregen, det ick sei so vel Umstänn ma!" Und damit lief er spornstreichs zurück. Als er auf dem Bahnhof ankam, war der Zug schon weg. Wo is der Tog blewen?" war seine erste Frage an den erstaunten Restaurateur.

„Welcher Zug?"

„Na de ewen hi wor, hewen sie nich na mi fragt?"

„Der letzte? Der ist nach Brandenburg weitergefahren. Ich denke, Sie wollen nach Demmin?" — „Ih, versteiht sick, wüll ick na Demmin. Aewerst der Tog is taurügg komen, ick hew dor an de Schinen stohn, sei hewn mi äwerst nit seihn."

„Ja, da müssen Sie schon vier Stunden warten, da geht wieder ein Zug."

„Wat, ver Stunnen? na dunn fohr ick leiwer na Hus, un fohr nachsten mit min Fohrwerk. Mit de Isenbohn latt ick mi nich wedder in. Tu Hus wer ick äwerst nu mit min Fru en irnst Wurt redden, sei is do sunsten so klaug."

Eine Meer-Jagd.

Ein großer Hai hatte bereits fünf Tage lang das Schiff eines Ostindienfahrers verfolgt und mit unglaublicher Gefräßigkeit alles verschlungen, was man über Bord geworfen hatte; aber trotz aller Mühe, welche man sich gab, war er doch nicht zu fangen. Da starb der Schiffsjunge und nach seemännischem Brauche sollte er in die Fluthen hinabgelassen werden. Noch hatte die mit Kanonenkugeln beschwerte Leiche den Wasserspiegel nicht erreicht, als das gefürchtete Ungeheuer erschien, die Leiche sammt Brett und Kanonenkugel fortschnappte und alles verschlang. Beinahe wären die erschrockenen Seeleute, die ihrem verstorbenen Kameraden die letzte Ehre erweisen wollten, als sie ihn schwebend an einem Schiffstau hielten, mit hinabgerissen worden, so plötzlich holte der Hai seine Beute. Jetzt steigerte sich der Unwille der Mannschaft aber auch bis zur Wuth und man schwor der Bestie den gewissen Untergang. Zu diesem Zweck verfertigte man eine Bombe, die auch unter dem Wasser nach einer gewissen Zeit sich entzünden mußte, wickelte dieselbe in eine Kuhhaut und warf sie dem Hai zu, als er sich wieder sehen ließ. Spielnd verschlang derselbe den kleinen Happen und jeder rief ihm ein „Prosit Mahlzeit" zu. In der Regel hatte sich das Ungeheuer bisher immer eine Strecke vom Schiff entfernt, wenn es einen Gegenstand erhascht hatte, und das erwartete man auch diesmal, weil sonst das Schiff bei der bevorstehenden Explosion leicht selbst in Gefahr kommen konnte. Doch zum Entsetzen aller blieb das Thier jetzt in unmittelbarster Nähe des Schiffes. Ein Matrose urtheilte ganz richtig, der Bissen sei zu unbedeutend für den Magen des Hais gewesen, deshalb halte er es nicht der Mühe werth, sich zu entfernen und man müsse ihm schnell einen größeren Gegenstand opfern. Gesagt, gethan! Einige Leute holten einen Sack, den man mit Tauenden, Lumpen und dergleichen füllte und dann ins Meer warf. Wieder haschte der Hai gierig danach und schwamm lustig plätschernd damit fort, als er ihn nicht gleich herunterwürgen konnte. Jetzt mußte aber auch jeden Augenblick die Bombe platzen und mit höchster Spannung wartete die ganze Schiffsmannschaft auf das eigenthümliche Schauspiel.

Eben sah man noch den Fisch in die Tiefe tauchen, da ertönte ein dumpfer Schlag, die Fluthen theilten sich an derselben Stelle, eine hohe Feuersäule von Dampf und Wassergischt umgeben, stieg empor und gleich darauf stürzten die auseinander gerissenen Theile des Seethiers hoch aus der Luft ins Wasser. Ein Stück vom Unterkiefer fiel auf's Verdeck und wurde von den an Rache befriedigten Seeleuten als corpus delinquentis aufbewahrt.

Deplacirte Redensart.

Vertheidiger: „Mein Client ist in der ihm zur Last gelegten Strafthat lediglich durch jenen verkommenen, gemeingefährlichen Verbrecher verleitet worden, den ich in der gestrigen Sitzung zu vertheidigen die Ehre hatte!"

Deutlich.

Soldat: „Was ist denn das mit Dir, Kathi! Du hast ja seit drei Tagen gar kein Lebenszeichen von Dir gegeben!"

Köchin: „Habe ich Dir nicht erst gestern einen Brief geschrieben!"

Soldat: „A was, — ein Brief ist doch kein Lebenszeichen — den kann man ja nicht essen!"